

baum, 17 m lang, ebenfalls aus Eiche und im Querschnitt gleich stark wie die Säulen (Abb. 10). Wo bringt bloß ein Zimmermann heute noch solche Stämme her? Über den Firstbaum werden die paarweise verbundenen „Rafen“ gehängt, 12 m lange Rundhölzer, welche den Sparren eines gewöhnlichen Dachstuhls vergleichbar sind (Abb. 11). Ihnen werden in kurzen Abständen waagrechte Dachlatten aus Stangenholz aufgenagelt, so daß das ganze Dach aussieht wie ein umgedrehter Weidenkorb (Abb. 12).

Anfang Oktober 1982:

Aus Ungarn rollen zwei große Lastzüge mit „Reet“ an und 15.000 Schilfbüschel werden abgeladen und wie ein Wall rings um das Laternserhaus gestapelt (Abb. 13). Reet statt Stroh ist ein Tribut an unsere Umweltbelastungen und überhaupt – woher bekäme man heute noch 50 Kubikmeter handgedroschenes Roggenstroh? 10 Tage lang werden die Schilfbündel mit Hilfe von Draht und einer ellenlangen Ahle an die Dachlatten „genäht“. Die dickeren Ende der Schilfrohre ragen nach außen und erhalten durch Schlagen mit einem Glättbrett die der Dachneigung folgende Form. Im ersten Oktobersneee erfolgt die Eindeckung des Firsts mit 5 Doppelreihen von Biberschwanzziegeln auf eigener Unterkonstruktion (Abb. 14) sowie die Montage der unvermeidbaren Blitzschutzanlage.

15. Oktober 1982:

Richtfest. Der späte Termin wird gewählt, damit auch die friesischen Dachdecker einmal einen richtigen oberschwäbischen Aufrichtschmaus miterleben können.

Frühjahr 1983:

Nach der Winterpause werden die Stallgefache

ausgemauert und die Innenwände eingefügt. Im April installiert der Elektriker die für spätere Ausstellungen benötigten Unterflursteckdosen und die Alarmanlage. Gleichzeitig kommen die Fenster zum Einbau, für welche alte eichene Stockrahmen als Vorbild dienen.

Mai/Juni 1983:

Die Gipser verputzen die gemauerten Wandflächen und die Decke im Wohnbereich erhält einen Gipsputz auf Rohrmatten und Lattenrost. Und der Ofenbauer setzt aus alten und nachgefertigten neuen Kacheln den von der Küche aus heizbaren sogenannten „Grundofen“ zusammen.

Juni/Juli 1983:

Die Fußböden werden eingebaut; Wohn- und Schlafräume erhalten Riemenböden, die Küche dagegen einen Belag aus Ziegeln.

August/September 1983:

In der Tenne kommt ein Boden aus Bohlen, wie er im Laternserhaus – abweichend vom üblichen „Lehmschlag“ – ursprünglich bereits vorhanden war. Den verputzten Wandflächen geben Maler das abschließende Kolorit, dagegen bleiben die schon bei der Bearbeitung imprägnierten Holzteile unbehandelt.

März 1984:

Nach dem Abschluß des Innenausbaus ist das wieder aufgebaute Haus Laternser als jüngstes Objekt im Kürnbacher Museumsdorf der Öffentlichkeit zugänglich. Zur Ausstattung im Detail und zum Einrichten der Räume hat Regierungsdirektor i. R. Gerber seinen Ruhestand eifrig genutzt und eine umfangreiche Sammlung bäuerlicher Gerätschaften und Möbel zusammengetragen und damit das Laternserhaus auch innen wieder zum Leben erweckt.

Die Burgruine Hassenberg bei Zwiefaltendorf

Von Stefan Uhl, Warthausen

Die auch Hassenburg, im Volksmund zudem als „Hasenmauer“ bezeichnete Burgruine liegt östlich von Zwiefaltendorf auf einer spornartigen Bergecke über dem Donautal.

Über ihre Geschichte ist nur wenig bekannt, über das mit ihr eng verbundene Zwiefaltendorf sind wir jedoch recht gut unterrichtet.

Zwiefaltendorf liegt an der Mündung der Zwiefalter Ach in die Donau. Von alters her befand sich hier eine bedeutende Furt; um 1100 wird erstmals eine Donaubrücke genannt. „Zwiefaltun“ befindet sich 904 im Besitz des Klosters Reichenau. Nach der Gründung des Klosters in „Oberzwiefalten“ im Jah-

re 1094 wird der Ort als Niederzwiefalten (1108 „inferior Zwiefaltum“) oder als „Zwiefalten das Dorf“ (1275 Zwiveltun villa) bezeichnet.

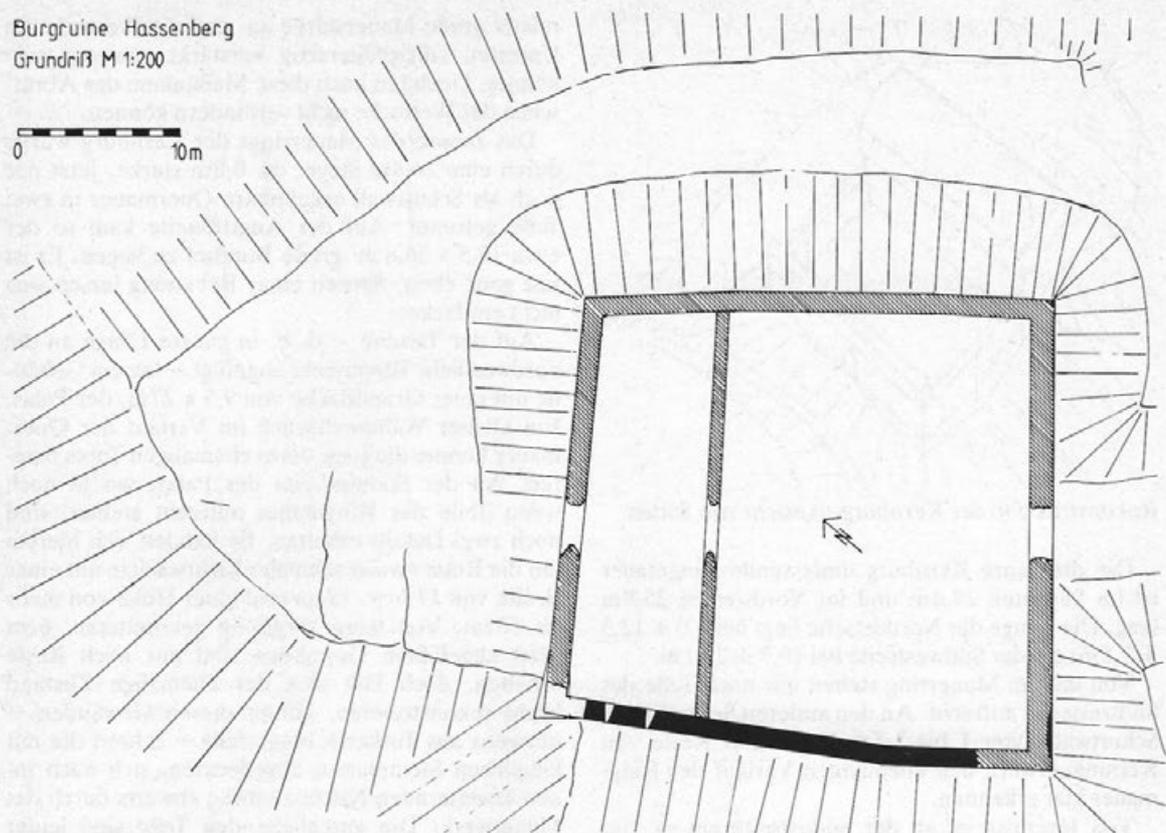
Vom Ende des 11. Jahrhunderts bis zum Ende des 13. Jahrhunderts besitzt Zwiefaltendorf Ortsadel (v. Zwiefalten), der zeitweise im Dienst der Stauferherzöge steht. Von 1200 bis etwa 1400 ist auch ein Zweig der Bossen in Zwiefaltendorf begütert, nach ihrem Wappen Verwandte der Herren von Stein und von Pflummern.

Vor 1320 kommt ein Großteil des Ortes und die an dessen Rand gelegene Wasserburg an Wirtemberg, das im folgenden die Herrschaft als Lehen vergibt. Die Grafen Ludwig und Ulrich von Wirtemberg überließen die Burg dem Hofmeister Albrecht Speth

Burgruine Hassenberg

Grundriß M 1:200

0 10m



zunächst als Pfand, dann 1441 als eigen unter Vorbehalt der Öffnung. 1503 erhält der Ort Marktrecht, 1511 zudem die Blutgerichtsbarkeit.

Am 3. April 1517 brennt Graf Ulrich v. Württemberg aus Rache gegen Dietrich Speth die Wasserburg und einen Teil des Ortes nieder; 1534 (-1550) läßt er die spethischen Besitzungen für sich einziehen und die Reformation durchführen. Um 1600 übernimmt ein württembergischer Vogt vorübergehend die Verwaltung, nachdem sich die Bauern in Zwiefaltendorf (und Ehestetten) gegen die harte Herrschaft des Wilhelm Dietrich Speth empört hatten. 1615 wurde die Hälfte der Herrschaft württembergisches Lehen. 1633/34 plünderten die Schweden unter Feldmarschall v. Horn das Dorf.

1660 wird die Wasserburg abgebrochen und anschließend das heute noch vorhandene Schloß erbaut. 1805 gelangt Zwiefaltendorf unter württembergische Staatshoheit.

Über die Geschichte der Burg Hassenberg fließen die Informationen spärlicher. 1355 wird sie erstmals genannt.

Das Ende der Burg ist konkret zu fassen. Laut Kasper wurde sie 1660 zusammen mit der Wasserburg in Zwiefaltendorf abgebrochen. Dies ist sicher im Zusammenhang mit einer Beschädigung oder Verwüstung im Dreißigjährigen Krieg und einer an-

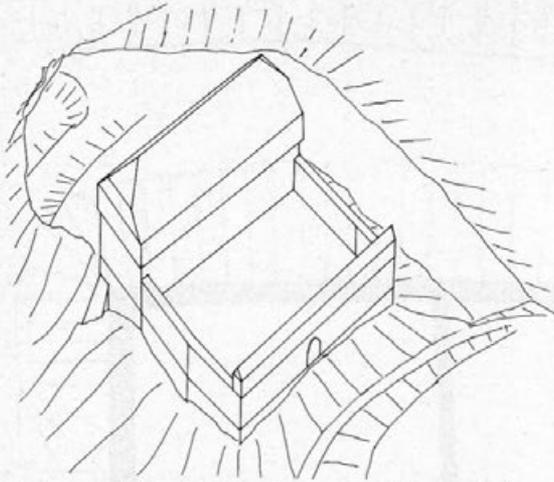
schließenden Vernachlässigung der Anlage zu sehen.

Ansonsten wissen wir über die Geschichte der Burg nur sehr wenig. Hier könnten nur umfangreichere Nachforschungen weitere Informationen bringen. Im Rahmen eines kurzen Abrisses wäre zu sagen, daß die Burg wahrscheinlich von Anfang an württembergisches Lehen war, das vermutlich Anfang des 16. Jahrhunderts an die Freiherren v. Speth übergegangen ist.

Die Burgruine liegt 555m hoch über dem Meeresspiegel. Die Höhendifferenz zum Talgrund beträgt etwa 40m. Während das Gelände im Westen steil zur Donau hin abfällt, ist die Südostseite fast eben zugänglich, ja der Burgplatz wird hier sogar in einiger Entfernung vom Hinterland leicht überhöht. Nord- und Ostseite des Burgplatzes fallen sanft zu einer kleinen Bachklinge hin ab.

Direkt hinter dem Halsgraben liegt an der höchsten Stelle des Burgbereiches die Kernburg, deren Nordwest- und Nordostseite noch eine schwache Vorbefestigung vorgelagert ist.

Der Grundriß der Kernburg bildet fast ein Quadrat von ca. 30m Seitenlänge. Aus topographischen Gründen ist jedoch die Südwestseite leicht einwärts gewinkelt, auch die Nordostseite ist zweifach leicht gebrochen.



Rekonstruktion der Kernburg, Ansicht von Süden

Die die ganze Kernburg umfassende Ringmauer ist im Südosten 29,4m und im Nordwesten 25,8m lang. Die Länge der Nordostseite liegt bei 9,0 + 12,5 + 7,5m, die der Südwestseite bei 10,7 + 21,1m.

Von diesem Mauerring stehen nur noch Teile der Südwestseite aufrecht. An den anderen Seiten lassen Schuttwälle von 1 bis 1,5m Höhe und Reste von Kernmauerwerk den ehemaligen Verlauf der Ringmauer klar erkennen.

Von Interesse ist an der Südostseite ein ca. 3m breiter Durchbruch in diesem Schuttwall, der uns zeigt, daß sich hier früher das Burgtor befunden hat. Die Mauerstärke dürfte hier bei etwa 1,6m gelegen haben.

Einen weiteren Walldurchbruch finden wir an der Nordwestseite. Da er jedoch nicht bodentief ist, kann nicht mit Sicherheit darauf geschlossen werden, daß sich hier eine Tür bzw. ein Tor befand.

Wie an der völlig detaillosen Nordostseite war die Mauerstärke hier geringer als auf der Grabenseite; sie lag bei etwa 1,2m.

Die Südwestseite ist zum Großteil bis zu einer Höhe von knapp 3m über dem Hofniveau erhalten. Dies entspricht einer Höhe von etwa 4 bis 4,5m auf der Außenseite.

Die Mauerreste bestehen aus lagerhaftem Bruchsteinmauerwerk, Baumaterial ist durchweg Kalkstein. Die Steinformate sind klein bis mittel, der Mauerverband ist recht ungleichmäßig. Das Kernmauerwerk besteht aus einer vollkommen regellosen Füllung mit viel Kalkmörtel. Details wie Mauersokkel oder Balkenlöcher fehlen. Auch der Mauerknick ist – wie im 14. Jahrhundert allenthalben üblich – rundlich abgemauert.

Die Westecke der Ringmauer ist, da hier ein Teil des Baugrundes den Hang hinabgerutscht ist, verschwunden. An den anschließenden Mauerresten – besonders an der Nordwestseite – deutet deren

relativ große Mauerstärke an, daß die Westecke im Unterteil stützpfilerartig verstärkt gewesen sein könnte. Doch hat auch diese Maßnahme das Abrutschen der Westecke nicht verhindern können.

Das Innere des Mauerrings der Kernburg wurde durch eine 24,4m lange, ca. 0,8m starke, jetzt nur noch als Schuttwall erkennbare Quermauer in zwei Teile getrennt. Auf der Angriffsseite kam so der etwa 18,5 x 26,8 m² große Burghof zu liegen. Er ist fast ganz eben, Spuren einer Bebauung lassen sich nicht entdecken.

Auf der Talseite – d. h. in ganzer Länge an die nordwestliche Ringmauer angefügt – lag ein Gebäude mit einer Grundfläche von 9,5 x 27m, der Palas. Ein kleiner Walldurchbruch im Verlauf der Quermauer könnte die Lage eines ehemaligen Tores fixieren. An der Südwestseite des Palas, wo ja noch weite Teile der Ringmauer aufrecht stehen, sind noch zwei Details erhalten. Es handelt sich hierbei um die Reste zweier schmaler Lichtschlitze mit einer Breite von 17 bzw. 18cm und einer Höhe von mehr als 50cm. Von ihren sorgfältig gearbeiteten, 6cm breit abgefaßten Gewänden sind nur noch Reste erhalten, doch läßt sich der ehemalige Zustand leicht rekonstruieren. Hinter diesen Gewänden – übrigens aus Tuffstein hergestellt – führen die mit länglichen Steinplatten abgedeckten, sich nach innen erweiternden Nischen schräg abwärts durch das Mauerwerk. Die anschließenden Teile sind leider verschüttet. Wir müssen uns also mit dem Wissen um einen unter dem Palas liegenden Keller – und um einen solchen handelte es sich zweifelsohne – zufrieden geben, ohne über dessen Aufbau und Aussehen weitere Angaben machen zu können.

Gegen die Angriffsseite wurde die Kernburg durch den Halsgraben geschützt. Dieser ist stellenweise mehr als 10m breit und erweitert sich nach Süden hin. Seine Sohle liegt im Schnitt 5 bis 6m unter dem Hofniveau. An den Seiten war er nicht abgeschlossen, ebensowenig waren die Grabenwände gefüttert.

Gesamtansicht der Ruine von Südosten



Vor dem ehemaligen Burgtor quert ein breiter Damm den Graben; hier handelt es sich um eine Auffüllung aus der Zeit, als die Anlage schon Ruine war, die den ebenen Zugang zur Kernburg ermöglichen sollte (wohl um das Abbruchmaterial bequem abführen zu können).

Wenige Meter unterhalb der Nordostseite der Kernburg liegt ein Teil der Vorbefestigungen, die hier einen knapp 8 m breiten, zwingerartigen Raum einschließen. Während dieser heutzutage von Südosten her eben zugänglich ist, zeigt sein terrassenartiger Abschluß gegen Nordosten den Verlauf der ehemaligen Befestigung an.

Wenn man diesen Bereich durchschritten hat, gelangt man nordwestlich der Kernburg in einen unebenen – derweil zur Kernburg hin leicht aufsteigenden –, vorturmartigen Hofraum, der die Spitze des Bergspornes bis hin zur Kernburg einnimmt. Auch sein Umfang läßt sich nur noch an Geländespuren erkennen. Während die Befestigungen im Norden ebenfalls deutlich als Geländeabböschungen zu erkennen sind, lassen sich im Westen keinerlei Reste einer künstlichen Befestigung mehr feststellen. Ebensowenig sind irgendwelche Gebäude zu lokalisieren, da im gesamten Bereich der Vorbefestigungen jegliche Mauerreste und die von solchen herrührenden Schuttwälle fehlen.

Das Ruinengelände ist mit Bäumen bestanden, die Schuttwälle sind zum Teil dicht mit Gestrüpp bewachsen. Bedenklich ist jedoch der Zustand der Mauerreste. Am südöstlichen Ende der Südwestmauer der Kernburg fehlt stellenweise die äußere Mauerschale, das wenig haltbare Kernmauerwerk ist so schutzlos der Witterung ausgesetzt. Besonders gefährdet ist die Westecke der Kernburg. Durch ein ständiges Abrutschen des Untergrundes ist hier das gänzliche Verschwinden größerer Partien zu befürchten. Gerade an dieser Stelle sind baldige Sicherungsmaßnahmen unbedingt vonnöten!

Während eine genaue Datierung ausschließlich über historische Daten nicht möglich ist, gibt uns der

Ringmauer von innen



Reste eines Lichtschlitzes vom Keller des Palas

Bestand genügend Hinweise zu einer recht exakten Bestimmung der Bauzeit. Zuvor wollen wir uns allerdings vor Augen führen, wie die Burganlage ursprünglich aussah: Die Kernburg war von einem annähernd quadratischen Mauerring umschlossen, dessen Höhe nur geringfügig über der noch vorhandenen Reste der Südwestseite gelegen haben wird. Für einen Wehgang auf der Mauerstärke war diese Ringmauer zu schwach – hierzu wäre eine Mauerstärke von 1,8 bis 2 m nötig gewesen. Allenfalls eine zum Hof hin vorkragende, hölzerne Wehgangskonstruktion ist denkbar, jedoch allenfalls auf der Angriffsseite wahrscheinlich.

Der Palas nahm die Talseite der Kernburg ein. Man wird ihn sich als langgestrecktes Gebäude zu denken haben, mit drei Geschossen, das oberste wahrscheinlich in Fachwerk. Als oberer Abschluß wäre ein Sattel-, Walm- oder Krüppelwalmdach denkbar. Über den inneren Aufbau des Palas läßt sich nur soviel aussagen, daß er zum Großteil unterkellert war. An den Seiten des Hofes lehnten möglicherweise leichte Wirtschaftsbauten (Speicher, Stallungen u. a.) aus Holz bzw. Fachwerk an die Ringmauer an.

Den Zugang zur Kernburg ermöglichte eine feste Holzbrücke, die den Halsgraben überquerte.



Ringmauer der Südwestseite

Die Vorbefestigungen bestanden aus einfachen Holz-Erde-Konstruktionen ohne wesentlichen Verteidigungswert. Der von ihnen eingeschlossene Vorhof nahm evtl. einzelne kleinere, hölzerne Wirtschaftsgebäude auf.

Die Datierung kann auf zwei Wegen erfolgen. Zum einen über die zeitliche Einordnung der verschiedenen Datierungsmerkmale, zum anderen über die Kombination der Funktion der Burg mit dem geschichtlichen Hintergrund.

Zu ersterem gehört die großzügige Anlage der Burg, die ganz allgemein ins 13. bis 15. Jahrhundert weist. Das Mauerwerk – lagerhaftes Bruchsteinmauerwerk – spricht hier für eine Entstehung nach etwa 1270/80. Die rundliche – d. h. nicht durch Eckquader betonte – Abmauerung des Mauernicks der Südwestseite macht eine Erbauung im 14. Jahrhundert wahrscheinlich. Die Ausbildung der beiden Lichtschlitze des Kellers letztendlich legt es nahe, eine Entstehung der Burg um die Mitte des 14. Jahrhunderts anzunehmen.

Da die Burg im Jahre 1355 erstmals genannt wird, ist somit von einer Erbauung kurz vor bzw. um 1350 auszugehen.

Aufbau und Konzeption der Anlage zeigen uns, daß die Burg nicht als Wehrburg, sondern vorrangig

als Wohn- und Verwaltungssitz anzusprechen ist. Gleichzeitig scheint sie – die historischen Daten legen dies nahe – württembergisches Lehen gewesen zu sein. Da die württembergischen Grafen um 1320 in Zwiefaltendorf umfangreichen Besitz erwarben, liegt die Annahme nicht fern, daß die Burg Hassenberg kurz danach von den Württembergern als Verwaltungssitz für einen Vogt erbaut wurde. Dies würde die über die verschiedenen Details der Ruine gewonnene Datierung stützen. Alles in allem läßt sich die Bauzeit der Burg somit mit großer Sicherheit in die Zeit von 1320 bis 1350 legen.

In engem Zusammenhang – nicht jedoch in baulicher Verbindung – mit der Burg Hassenberg steht die 250m südsüdöstlich von dieser gelegene Marienkapelle, die gelegentlich auch als „Burgkapelle“ bezeichnet wird. 1509 stiftete Margaretha v. Speth geb. Neipperg 50 Gulden zum Ausbau. Durch jüngste Renovierungen erstrahlt sie wieder im alten Glanze.

An das rechteckige Schiff schließt der um Mauerstärke eingezogene, fast gleichlange, ungefähr gestotete Chor mit 3/8-Schluß an. Das durchgehende Dach ist am Chor abgewalmt und wird an der Talseite (Westseite) von einem Dachreiter überragt, der zur Hälfte auf einem der Westfassade vorgelegten Mauerpfeiler ruht.

Um die gesamte Kapelle läuft unten ein Sockel und oben ein Dachgesims mit Hohlkehle um. Das Schiff wird im Süden von zwei stichbogigen Fenstern belichtet, im Norden befindet sich ein weiteres, neben dem die spitzbogige, breit abgefaßte Eingangstür liegt.

An der Westseite sind zwei Rundfenster symmetrisch angeordnet, wohingegen der Chorschluß von keinerlei Öffnung durchbrochen wird. Der Chor erhält sein Licht durch drei Fenster in spitzbogigen Nischen, zwei davon im Süden, eines im Norden, wo sich auch der Sakristeianbau mit Pultdach befindet.

Im Inneren ist vom architektonischen Standpunkt aus vor allem der Chor mit seinem Sterngewölbe

Marienkapelle



interessant. Die Rippen steigen ohne Konsolen zu den flachen Schlußsteinen auf, auf denen die Wapen der Neipperg-Speth aufgemalt sind. Der Hochaltar ist ein spätmanieristisches Werk von 1609. Sein Antependium besteht aus Holz mit aufgemalten Bildern der Heiligen Georg, Stephanus und Moritz. Die Nischenfigur, eine gotische Madonna, steht heute in der Pfarrkirche in Zwielfaltendorf. Das frühbarocke Retabel einer Marienkrönung stammt aus dem Jahre 1623. Weiterhin frühbarock ist die Figur der hl. Anna Selbdritt, spätmanieristisch die des hl. Michael, die des hl. Wendelin dagegen schon spätbarock.

Nicht ganz klar ist, welcher der beiden Burgen (Wasserschloß und Hassenberg) die Marienkapelle zugeordnet war. Möglicherweise stand sie nämlich anfangs in Verbindung mit der im Ort gelegenen Wasserburg, und nicht mit Hassenberg. Nachdem

letzteres jedoch in die Hände der Speth gekommen war, wird die Marienkapelle auch für die Burg Hassenberg die Funktion einer Burgkapelle übernommen haben.

Zusammen mit der frisch renovierten Zwielfaltendorfer Pfarrkirche zum hl. Michael und dem dortigen Schloß stellen die Burgruine Hassenberg und die Marienkapelle ein Ensemble von hohem geschichtlichem und kunsthistorischem Wert dar, das eine eingehende Besichtigung lohnt.

Literatur

Wais, Julius, Albführer, Band II, Stuttgart 1971

Kasper, Alfons, Kunstwanderungen kreuz und quer der Donau, Schussenried 1965

Beschreibung des Oberamts Riedlingen, Stuttgart 1923²

Das Land Baden-Württemberg, Bd. VII, Regierungsbezirk Tübingen, Stuttgart 1978

P. Wilhelm Hanser (1738–1796)

Ein großer Musiker des Reichsstifts Schussenried

Von Karl Kaufmann, Bad Schussenried

In der „Geschichte der katholischen Kirchenmusik in Württemberg“ hat Alfons Kriessmann eine ganze Menge interessanter Einzelheiten aus dem Musikleben des Prämonstratenserstifts Schussenried zusammengetragen. Er konnte sich noch auf die leider 1944 in Stuttgart verbrannte Hauschronik des P. Friedrich Lehner stützen, die allerdings nur bis zum Jahre 1733 reicht. So wurden die letzten 70 Jahre des Stifts bis zu seiner Aufhebung im Jahre 1803 nicht mehr berücksichtigt, wo Schussenried über mehr als zwei Jahrzehnte hinweg eine erneute musikalische Hochblüte erlebte.

Konnte Kriessmann schon für vergangene Jahrhunderte auf die besonders intensive Pflege der Musik in dieser Ordensniederlassung hinweisen, so belegte er das blühende musikalische Leben dort durch Einzelbeispiele. Insbesondere wurde mit Recht P. Benedikt Müller (1644–1692) angeführt, der nach dem Zeugnis der alten Chronik „der beste Musicus allhier war“ und ebenso „als der beste Komponist in ganz Schwaben“ galt. Die Durchsicht weiterer Schussenrieder Quellen, etwa der Tagebücher der Äbte Tiberius Mangold, Innozenz Schmid, Didacus Ströbele¹ und der Chorherren Pankraz Nothelfer und Ignatius Lenz ergab ein anschauliches Bild der hier geleisteten musikalischen Aufbauarbeit, die zu hervorragenden Ergebnissen führte. Viele der Chorherren beherrschten gleich eine ganze Reihe von Instrumenten, waren gesucht zur Aushilfe bei Festlichkeiten in anderen Klöstern, begehrte als Partner

im Zusammenspiel. Dem Weihbischof von Konstanz, Graf Franz Joseph von Fugger, bereitete es gelegentlich ein besonderes Vergnügen, mit den Schussenrieder Herren zu musizieren, Noten auszutauschen, wozu der Diarist Nothelfer anzüglich bemerkt: „Sie tun einander ziemlich beluxen².“ Ihre Kompositionen waren meist gedacht für den Hausgebrauch, für Tafelmusik, zu Bühnenstücken, Schlußfeiern; hauptsächlich waren es aber Kompositionen für den liturgischen Gebrauch. Mancher komponierte nicht bloß, sondern war im Stande, seine Noten selbst in Kupfer zu stechen, ja den Frontispiz, das verzierte Titelblatt dazu anzufertigen³.

Eine besondere Hochblüte der Musik erlebte Schussenried in den Jahrzehnten nach 1760. Das Stift verfügte damals über eine ganze Reihe hervorragender Musiker, von denen der eine – P. Evermod Müller – als Organist in das burgundische Kloster Corneux abgeordnet, der andere – P. Wilhelm Hanser – als Leiter einer einzurichtenden Musikschule in die Abtei Laval Dieu (nördlich von Charleroi an der Maas) berufen wurde.

Geburt und Herkunft

Wilhelm Hanser kam in Unterzeil auf die Welt. Bei der Taufe am 12. September 1738 erhielt er den Namen Johann Nepomuk Joseph. Seine Eltern waren Joseph Hanser und Maria Rosina Reiserin⁴. Über sein Jugendleben ist nichts bekannt. Ein Hinweis auf einen Aufenthalt in München und eine